

Andreas Schumann

Theologische Arbeit in der HuK

BEI DEM THEMA »Die HuK und ihre Theologie« ist mir nicht ganz wohl. Ähnlich wie AIDS, Schwule Priester und andere verwandte Themen scheint sich die Theologie neben der HuK selbständig gemacht zu haben. Tatsächlich bin ich aber gebeten worden, diesen Artikel zu schreiben, weil ich zu denen gehöre, die in der HuK und für die HuK theologisch arbeiten.

Ich möchte darum versuchen darzustellen, unter welchen Bedingungen theologische Arbeit in der HuK stattfindet. Selbstverständlich handelt es sich hier um meine persönliche sehr subjektive Sicht. Mir wurde dabei klar, dass es »Die HuK und ihre Theologie« so kaum geben kann. Ich möchte darum nur *eine* Theologie vorstellen, nämlich die, die sich im Laufe meiner Arbeit mit und in der HuK entwickelt hat und die ich für diese Arbeit auch einsetze.

1. Bedingungen theologischer Arbeit in der HuK

Genauer betrachtet wird in der HuK eigentlich sehr vielfältig theologisch gearbeitet. Es fällt nur nicht auf. Darum möchte ich kurz beschreiben, in welchen Zusammenhängen diese Arbeit geleistet wird.

- Die Arbeit der HuK verfolgt vor allem kirchenpolitische Ziele und will bis zu deren Verwirklichung einen Vorgesmack auf das bieten, was sie erreichen will. Theologie spielt hier eine dienende Rolle.
- Theologisch gearbeitet wird aus bestimmten Anlässen: Kirchen- und Katholikentage, Gesetzesinitiativen, kirchenamtliche Erklärungen, Synoden etc.
- Theologisch gearbeitet wird für konkrete Projekte: Gottesdienste, Bibelarbeiten, Seminare, Workshops, Podien, Referate, Infoblätter, Erklärungen, Stellungnahmen, Leserbriefe etc.
- Theologisch gearbeitet wird zur Bestimmung des christlichen Selbstverständnisses der *Mitglieder* der HuK (Wer wir sind...).
- Theologisch gearbeitet wird zur Begründung des Selbstverständnisses und der kirchenpolitischen Forderungen der HuK (Was wir wollen).

Theologische Arbeit hat in der HuK einen stark instrumentalen Charakter: Wir brauchen sie für unsere Zwecke, meist bestimmte Projekte. Theologische Arbeit wird in diesem Zusammenhang in aller Regel von Einzelnen geleistet.

HuKlerinnen und HuKler konnten so immer situationsgerecht und aktuell mit einer für sie stimmigen Theologie für die HuK auftreten. Unter diesen Bedingungen konnte sich aber keine profilierte Theologie der HuK entwickeln. Vielleicht ist das aber auch dem breiten konfessionellen Spektrum, dem großen Altersspektrum und den unterschiedlichen Erfahrungshorizonten der Mitglieder gegenüber in der Frage der Homosexualität recht dogmatistisch auftretenden Kirchen völlig angemessen.

Ich möchte nicht leugnen, dass es in der HuK auch Gründe gab und gibt, theologische Arbeit zu unterlassen:

- Eine theologische Arbeitsgruppe steht vor dem Problem, für einen Austausch und eine gemeinsame Entwicklung regelmäßig bundesweite Treffen zu organisieren. Das ist nicht nur organisatorisch schwierig. Die berufliche Entwicklung erlaubt vielen HuKlerinnen und HuKlern nicht, sich dafür frei zu machen.
- Die HuK hat sich in den letzten Jahren sehr mit ihrer eigenen Verfassung beschäftigt. Hier standen organisatorische und strukturelle, also eher untheologische Fragen im Vordergrund.
- Profilierte theologische Thesen sind in der HuK schnell umstritten. Theologie ist somit auch ein erhebliches Konfliktpotential. Gerade vor dem Hintergrund der schwierigen Strukturfragen hatte es Vorteile, dass sich die HuK damit nicht auseinandersetzen musste.

2. Sexualitätserfahrung als Anlass theologischer Arbeit

Die Erfahrung, dass der Schweinkram, den Lesben und Schwule machen, sehr beglückend sein kann, veranlasst wohl die meisten von uns, Negativ-Beurteilungen der Homosexualität zu revidieren. Glück, die Erfahrung von Sinn, hängt (im Folgenden auf die Sexualität bezogen) dabei von drei Bedingungen ab:

- Zu mir stehen zu können: Die Fähigkeit, *sich* als Schwuler bzw. als Lesbe akzeptieren, d.h. annehmen zu können, und dies auch vor anderen Menschen.
- Respektvoll miteinander umgehen: Die Erfahrung als Lesbe bzw. als Schwuler akzeptiert zu sein und die Fähigkeit andere Menschen in ihrer sexuellen Orientierung und Identität annehmen zu können.
- Akzeptanz und Respekt als Bedürfnis aller anerkennen: Die Annahme der eigenen Sexualität und den Respekt vor der Sexualität anderer als Voraussetzung *jedes* Menschen zum Glück anzuerkennen.

Es ist leicht vorstellbar, dass hin und wieder beim Sex die Erfüllung dieser drei Bedingungen erlebt wird. Kein Wunder also, wenn mitunter Menschen im Sex *die Erfüllung* sehen und sich dabei göttlich fühlen: Das Erlebte ist mehr, als Menschen allein durch ihr Handeln bewirken können. Es muss vielmehr das Ja-Wort Gottes, *seine* Liebe, sein, die durch den Mitmenschen erfahrbar geworden ist.

Auch wenn der Gedanke ungewohnt ist und bei einigen Bauchschmerzen verursacht, erhält Sexualität hier eine theologische Dimension. Ich halte es für ein Interesse der HuK, diese näher zu erforschen und systematisch darzustellen.

3. Sexualität als theologisch bedeutsames Talent

Prinzip und Fundament christlichen Handelns ist die Menschwerdung des Gottes, dessen Wesen Liebe ist, in Jesus Christus. Wir sind Glieder des Leibes Christi. Durch uns, durch unser ganzes Dasein, soll die Liebe Gottes zu allen Menschen Gestalt annehmen. Überall, wo dies geschieht, beginnt das Reich Gottes.

Zu unserem Dasein gehört die Sexualität. Sie ist – unter anderem – die Fähigkeit, mit dem Körper wesentliche Gefühle zu erleben und auszudrücken. Zu diesen Gefühlen gehören Zuneigung, Liebe, die Sehnsucht nach Nähe, aber auch Hass, Dominanz und Unterwerfung. Wir sind dazu berufen, auch mit diesem Talent zu wuchern und mit unserer Sexualität Liebe zu erfahren und mitzuteilen. Homosexualität ist in diesem Zusammenhang die Begabung, das mit Menschen eigenen Geschlechts zu können.

Aus diesem Ansatz ergeben sich eine Reihe von Schlussfolgerungen, die von Kirche eine andere Einstellung zu Sexualität und Lebensformen fordern:

- Sexualität ist integraler Bestandteil christlichen Lebens. Eine argwöhnische Betrachtung der Sexualität ist genauso unsinnig wie eine argwöhnische Betrachtung der Fähigkeit zu kochen. Sie hat allenfalls ihren Sitz in der Angst vor Ungewohntem und Fremden.
- Wenn Sexualität sich in diesem Sinne nicht beurteilen lässt, so doch das sexuelle Verhalten. Entscheidend für eine Beurteilung ist die Frage, wie weit durch das sexuelle Verhalten Liebe vermittelt bzw. erfahrbar wird.
- Eine Beurteilung ist darum nur denen möglich, die miteinander Sex haben, nicht aber amtskirchlichen Moralaposteln.
- Da durch Sex ganz unterschiedliche Gefühle mitgeteilt und ausgelöst werden können, bestehen die Beurteilungsmöglichkeiten nicht nur aus gut und ungut bzw. schlecht, sondern umfassen auch das Spektrum dazwischen.
- Das Kriterium der Liebe steht sexuellen Orientierungen, Identitäten und Lebensformen neutral gegenüber. Eine Bewertung von Sex als gut oder böse anhand dieser Bedingungen geht an dem Kriterium der Liebe vorbei. Sie entspringt nicht christlichem Denken.

4. Die Bewertung von Ehe und Familie

Die Diskriminierung von Lesben und Schwulen sowie ihren Lebensformen wird in aller Regel mit der Wertschätzung von Ehe und Familie als Bausteinen der Gesellschaft begründet. Als solche entsprängen sie dem Willen des Schöpfers und seien das Leitbild im Hinblick auf Sexualität und Generativität.

Einer solch uneingeschränkt positiven Bewertung von Ehe und Familie stellt HuK sich entgegen: Jesus Christus ist das Heil der Welt, nicht Ehe und Familie. Der Glaube kommt vom Hören, nicht vom Vögeln. Die sinkende Bedeutung von Glaube, Religion und Kirche in Deutschland sollte darum nicht im Zusammenhang mit der sinkenden Bedeutung von Ehe und Familie gesehen werden. Vielmehr ist sie Folge des Mangels an Menschen, die ihr Christentum glaubwürdig leben. Unglaubwürdig sind unsere Kirchen vor allem in ihrem Umgang mit der Sexualität, und das obwohl oder besser: weil sie so großen Wert auf die Generativität legen.

Das bedeutet nicht, dass Ehe und Familie grundsätzlich etwas Schlechtes wären. Ihre Qualität bemisst sich aber daran, wie weit in ihnen Liebe verwirklicht wird. Die hohe Scheidungsrate und die wachsende Aggressivität und Kriminalität von Jugendlichen sprechen für sich – eine traurige Kritik.

5. Patriarchatskritik

Die ausschließliche und unkritische Wertschätzung von Ehe und Familie entspringt patriarchalen Haltungen und Strukturen. Patriarchal sind solche Kulturen, die das Beherrschen von Menschen positiv bewerten, dies in der Dominanz des Mannes über die Frau abbilden und in diesem Verhältnis sich stetig neu reproduzieren.

Schon im Strafspruch über die Frau nach dem Sündenfall werden diese Verhältnisse als ungut, geradezu als Fluch beschrieben: »Zur Frau sprach [Gott]: Viel Mühsal bereite ich Dir, sooft Du schwanger wirst. Unter Schmerzen gebierst du Kinder. Du hast Verlangen nach deinem Mann; er aber wird über dich herrschen.« (Gen 3,16) Aus Sicht des Autors ist dieses Verhältnis ganz und gar nicht im Sinne des Schöpfers gewesen. Vor dem Sündenfall heißt es nämlich: »Und der Mensch sprach: Das endlich ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch. Männin soll sie heißen, denn vom Mann ist sie genommen. [Hier wird im Hebräischen ein volksethymologisches Wortspiel angewandt: das hebräische Wort für Frau scheint die weibliche Form des Wortes für Mann zu sein.] Darum verlässt der Mann Vater und Mutter und bindet sich an seine Frau und sie werden ein Fleisch.« (Gen 2,23-24) Aus dieser Stelle sprechen Gleichwertigkeit, Ebenbürtigkeit und Einigkeit von Mann und Frau.

Integraler Bestandteil patriarchalen Strukturen sind

- das Streben nach Macht, Dominanz und Herrschaft
- die Erniedrigung der Frau
- die essentielle Bedeutung der Beziehung von Mann und Frau als Institut der Reproduktion.

Charakteristika christlicher Strukturen sind

- das Streben nach der Verwirklichung von Liebe
- die Wertschätzung dienenden Verhaltens
- die essentielle Bedeutung von Glaubwürdigkeit und hingebungsvolle Liebe als Instrument des Wachstums.

Patriarchale Strukturen sind unchristlich. Sie zeichnen sich dadurch aus, dass sie ihre Werte und Normen aufzwingen, während das Christentum Werte und Normen zur Annahme anbietet. Der Haken an dieser Gegenüberstellung besteht darin, dass die jüdisch-christlichen Religionen in patriarchalen Kulturen entstanden und ihre Anhänger in diesen Kulturen sozialisiert sind. Darum gilt es, sich davon zu emanzipieren: Die Kirche darf nicht mehr religiöse Subkultur patriarchalen Denkens und Handelns sein.

6. Der Umgang mit der Bibel

Die biblischen Texte sind durchaus als Produkte patriarchaler Kulturen zu betrachten. Sofern patriarchale Strukturen als unchristlich und menschenverachtend erkannt worden sind, stellt sich die Frage, welche Bedeutung die Bibel noch hat und wie ihre Texte im Einzelnen zu betrachten sind. Dazu einige Thesen:

- Die Bibel ist noch immer das meist verlegte, gedruckte (und hoffentlich auch gelesene und gehörte Buch), weil ihre Texte über die Jahrhunderte hinweg uns etwas sagen und uns beeindrucken.
- Am meisten beeindrucken uns solche Texte, in denen Schwache und Benachteiligte die Helden sind, Menschlichkeit in einer unmenschlichen Situation eingefordert und verwirklicht wird, Strukturen der ungleichen Verteilung von Macht und Reichtum scheitern.
- Es sind Texte, die patriarchale Werte und patriarchales Verhalten in Frage stellen, negieren und von ihrem Scheitern erzählen.
- In diesen Texten gründet der Charakter und der »Charme« unserer Religion.

Die Bibel enthält also durchaus wesentliche Aussagen über das, was wir glauben. Ihre Texte müssen aber kritisch gelesen werden:

- Wir müssen damit leben, dass biblische Texte in patriarchalen Kulturen entstanden sind, patriarchale Verhältnisse und Strukturen selbstverständlich und positiv beschrieben werden.
- Davon ist in der Interpretation der Texte zu abstrahieren: Was sagen sie unabhängig von ihrem patriarchalen Charakter bzw. darüber hinaus? Das kann durchaus dazu führen, dass bestimmte Perikopen uns nichts mehr sagen.
- Für uns wichtig sind solche Texte, Perikopen und Bemerkungen, die patriarchalen Strukturen und Verhältnissen nicht entsprechen, sperrig oder anstößig sind oder sie kritisieren und ihnen widersprechen.
- Dabei dürfen wir die Texte unter der Fragestellung lesen, was sie uns als in unserer Gesellschaft Benachteiligte und Diskriminierte sagen.

7. Unser Beitrag zur Kirche

Der Forderung nach bloßer Integration in Kirchen und Gemeinden ist die HuK entwachsen. Durch die theologische Reflexion unserer Erfahrungen haben wir unsere Ansprüche an Kirche weiterentwickelt. Eine Kirche, in der wir uns Zuhause fühlen können sollen, muss mehr als »nichts gegen Lesben und Schwule« haben. Im Leben der HuK konnten wir dieses »mehr« erarbeiten. Wenn wir wirklich an unseren Kirchen interessiert sind, sollten wir unsere Kirchen an den Früchten unserer Arbeit teilhaben lassen.

a) *Körperlichkeit im Gottesdienst*

Vielleicht ist dies das auffälligste Unterscheidungsmerkmal zwischen unseren Gottesdiensten und Gemeindegottesdiensten: Wir sind im Gottesdienst nicht nur Geist, Seele und Mund, wir sind vor allem auch Körper. Das fängt mit der Garderobe an: Angezogen wird nicht nur Sonntägliches, sondern auch, was als geil empfunden wird. Es ist bei uns nicht unanständig, wenn zwei (oder mehrere) nicht voneinander lassen können und beim Gottesdienst händchenhaltend oder sich umarmend nebeneinander sitzen. Und das Wichtigste ist der Friedensgruß: Manchmal möchte ich die ganze Welt umarmen. In der HuK bekomme ich darauf einen »Vorschuss«. Wahrscheinlich sind diese Erfahrungen der Grund, warum ich mir in »normalen« Gemeindegottesdiensten oft allein und verloren vorkomme.

b) *Vielfalt der Sexualitäten und Lebensformen*

Die Diskussion um die »Homoeh« macht es uns immer wieder deutlich: Mit der Zulassung von Lesben und Schwulen zur Ehe ist lediglich ein Stück Diskriminierung abgebaut. Viele von uns leben sehr verbindliche Beziehungen, aber (unabhängig vom Trauschein) keine Ehe: Sei es, dass sie keine sexuelle Ausschließlichkeit leben (wollen), sei es, dass sie mehr als einen Partner bzw. eine Partnerin haben, sei es, dass sie die Vorstellung einer wirtschaftlichen Abhängigkeit voneinander als Beeinträchtigung ihrer Beziehung empfinden. Diese Lebensweisen sind keineswegs ein homosexuelles Charakteristikum. Auch heterosexuell liebende Menschen haben nichteheliche Lebensentwürfe. Wir verlangen Respekt vor diesen Beziehungen, vor allem von unseren Kirchen.

Die Akzeptanz von Sexualitäten und Lebensformen wird besonders deutlich am Umgang mit Menschen mit AIDS. Der Ausbruch der Krankheit dokumentiert meist den außerehelichen Sex. Unsere Sorge um Menschen mit AIDS geht darum über ein Verbundenheitsgefühl aufgrund vergleichbarer Lebensweisen oder sogar Freundschaft hinaus. Sie drängt auf die Akzeptanz von Lebensformen, in denen eine Ansteckung möglich ist.

c) Gleichberechtigtes Miteinander von Frauen und Männern

Nicht, dass HuK sich in diesem Anliegen als das Gelbe vom Ei fühlen dürfte. Wir Männer in der HuK sind eher in der Situation, unser Verhalten immer wieder als frauenfeindlich zu entlarven und zu korrigieren. Ziel ist die gleichberechtigte Würdigung von Frauen und Männern. Sie drückt sich in folgenden Punkten aus:

- Wertschätzung von Fähigkeiten und Werten, die als typisch weiblich empfunden werden.
- Wahrnehmen und Berücksichtigen der Bedürfnisse und Fähigkeiten von Frauen.
- Keine Festlegung auf bestimmte Rollen.
- Verwendung von inklusiver Sprache um die Möglichkeit der gleichberechtigten Beteiligung von Frauen an allen (kirchlichen) Lebensvollzügen auszudrücken.
- Gleichberechtigter Zugang zu allen (kirchlichen) Ämtern.

d) Ökumene

Die Diskriminierung von Lesben und Schwulen ist – wie die Diskriminierung der Frauen – ein ökumenisches Phänomen, das die Kirchen als religiöse Subkultur patriarchaler Gesellschaften kennzeichnet. Es überrascht daher nicht, dass Lesben und Schwule aus unterschiedlichen Konfessionen gemeinsam gegen diese Diskriminierung arbeiten. Wir haben uns dabei kennen, respektieren und schätzen gelernt. Das ökumenische Miteinander hat in der HuK eine lange Tradition. Es ist für uns inzwischen wesentliches Charakteristikum einer kirchlichen Heimat.

7. Schlussbemerkungen

Im Laufe ihrer nun fast 25-jährigen Geschichte hat sich die HuK nicht zuletzt durch ihre theologische Arbeit von einer Bittstellerin zu einer Anbieterin entwickelt. Anzubieten haben wir Bedingungen einer menschenwürdigen Kirche und die Erfahrung damit. Manchmal habe ich den Eindruck, dass wir vor dem Hintergrund der schwindenden Bedeutung von Kirche auch als Anbieterin wahr- und ernstgenommen werden. Wir sind trotz aller Diskriminierung den Kirchen treu und heben uns so vom Trend ab. Ich möchte mit einer biblischen Geschichte schließen, die vielleicht am treffendsten unser Verhältnis zur Kirche charakterisiert.

Die Geschichte handelt von Jakob. Er ist ein Schlitzohr. Vor langer Zeit hat er seinen Bruder Esau um Erstgeburtsrecht und Erstgeburtssegens betrogen. Darum musste er vor Esau fliehen. In der Fremde hat Jakob geheiratet. Sein Schwiegervater hat ihn nach Kräften ausgenutzt. Durch eine List gelang es Jakob, seinen Schwiegervater zu übervorteilen. Die Geschichte erzählt von Jakob in der Situation, in der er sich buchstäblich vom Acker gemacht hat. Nun befindet er sich am Jabbok, einem Grenzfluss zwischen dem Einflussbereich seines Schwiegervaters und dem seines Bruders. Jakob hat Angst.

»In der selben Nacht stand er auf, nahm seine beiden Frauen und seine Mägde sowie seine elf Söhne und durchschritt die Furt des Jabbok. Er nahm sie und ließ sie den Fluss überqueren. Dann schaffte er alles hinüber, was ihm sonst noch gehörte. Als nur noch er allein zurückgeblieben war, rang mit ihm ein Mann, bis die Morgenröte aufstieg. Als der Mann sah, dass er ihm nicht beikommen konnte, schlug er ihn aufs Hüftgelenk. Jakobs Hüftgelenk renkte sich aus, als er mit ihm rang. Der Mann sagte: lass mich los, denn die Morgenröte ist aufgestiegen. Jakob aber entgegnete: Ich lasse dich nicht los, wenn du mich nicht segnest. Jener fragte: Wie heißt du? Jakob, antwortete er. Da sprach der Mann: Nicht mehr Jakob wird man dich nennen, sondern Israel, denn mit Gott und Menschen hast du gestritten und hast gewonnen. Nun fragte Jakob: Nenne mir doch deinen Namen! Jener entgegnete: Was fragst du nach meinem Namen? Dann segnete er ihn dort.« (Gen 32, 23-30)

Andreas Schumann, katholischer Theologe, arbeitet als Krankenpfleger in Freiburg. Von 1992 bis '94 als Vorstand der HuK, seitdem in verschiedenen Arbeitskreisen tätig. Korrespondenzadresse: Egonstr. 41, D-79106 Freiburg.